

Ein Vorgang im Aug 1522
in Joh. Sak. Holz
mit Nachtrag v. Ludw. Meyer u. Anonim



M. Luffert del.

F. Heger sc.



Der Tugend und Wissenschaft liebenden Jugend gewidmet
von der Stadtbibliothek auf das Jahr 1818.

Wir sehen uns durch den bengehefteten Kupferstich in die Stadt Zug versetzt, und der Vorgrund der bildlichen Darstellung zeigt zur Rechten und Linken an, daß dasjenige, womit dieses Blatt die Leser näher bekannt machen soll, an einem Tage sich zutrug, als eben Wochenmarkt in der Stadt war, (an einem Dienstage). Das Ereigniß fällt in das Jahr fünfzehnhundert und zwey und zwanzig *).

„Was bedeuten nun aber die Bewaffneten, die einander in den Strassen von Zug entgegen zu ziehen scheinen, und nähern sie sich einander als Freunde oder als Feinde?“

Wir wollen sehen, ob sich dieß nicht einigermaßen schon aus dem die Geschichte veranschaulichenden Kunstblatte erkennen läßt. In der Fahne zur Rechten bemerken wir deutlich die dreyfache päpstliche Krone und zwey kreuzweise über einander gelegte Schlüssel, ein Sinnbild jener figürlichen Schlüssel des Himmelreichs, die sich von dem Apostel Petrus auf die ganze Reihe der Bischöfe von Rom bis auf unsre Zeiten herab, mit der Vollmacht, die Pforten dieses Reichs, den Umständen nach, zu öffnen oder zu schließen, geerbt haben sollen. In der Fahne zur Linken lassen sich Lilien unterscheiden und diese weisen auf das Wapen von Frankreich hin. Jene bezeichnet also Krieger, welche für Verfechter der Sache des Papstes gehalten seyn wollen; diese deutet Krieger an, welche zur Fahne von Frankreich geschworen haben.

*) Nach der wahrscheinlichen Angabe des Schönbrunner'schen Diariums. Die Kolin'sche Zuger-Chronik giebt das Jahr 1523. an.

„So waren es vielleicht Verbündete, die von verschiedenen Seiten her auf einen gemeinschaftlichen Sammelpatz zogen?“

Hierüber kann uns der bloße Kupferstich keine sichere Auskunft geben, ob uns gleich die Person, die zwischen beyde bewaffnete Haufen zu treten scheint, etwas zweifelhaft machen kann, daß bey beyden Theilen einerley Gesinnung gewaltet habe. Wir müssen uns also, um uns hier zurechtzufinden, in die Geschichte jener Zeiten versetzen. Diese lehrt uns, daß in den Mayländischen Kriegen, welche in dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts geführt wurden, der mit dem römischen Kaiser aus Staatsflucht verbündete Pappst und der König von Frankreich äußerst feindselig gegen einander gesinnet waren, und, des schönen Maylands wegen, einander heftig bekriegten.

„Stießen aber denn Abtheilungen ihrer Heere in der Stadt Zug auf einander, und waren also in dem genannten Jahre Krieger aus Mittel-Italien, verbunden mit kaiserlichem Hülfsvolke, und Krieger aus dem Innern von Frankreich im Herzen der Schweiz, um auf eidsgenössischem Grund und Boden ihre Streitigkeiten mit den Waffen in der Hand auszumachen?“

Dieß eben nicht; denn, um es kurz zu sagen: Die Krieger auf dem Kupferstiche sind auf beyden Seiten Schweizer, und, wenigstens was die Anführer betrifft, Cantonsbürger von Zug. Das sogenannte Reisläufen, oder das Ziehen in fremde Kriegsdienste ohne Vorwissen und Genehmigung der Obrigkeit, war in jenen Zeiten in unserm Vaterlande ein ordentliches Gewerbe geworden. Männer von unternehmendem Geiste, in der Regel von gutem Hause, die ihr Glück im Kriege zu machen suchten, boten ihre Dienste, nach den jedesmaligen Zeitumständen, der einen oder der andern Macht an, die einen Krieg anzufangen gedachte, oder von außenher in einen Krieg verwickelt wurde; man unterhandelte um den Preis der Aufstellung einer bestimmten Anzahl von Leuten, die der Fahne dieser Macht folgen sollten, und wenn der Vertrag abgeschlossen war, so warben die Unternehmer unter dem Volke so viele Söldner, als sie nöthig hatten, und führten sie dann der Macht zu, in deren Dienst sie getreten waren. Da nun die Schweizer bey allen Staaten im Rufe der Tapferkeit und Diensttreue standen, so waren Hauptleute aus diesem Lande, die mit einem solchen Geschäfte umzugehen wußten, an jedem Hofe willkommen, und konnten bey ihrer Unternehmung, die gerade wie eine kaufmännische Spekulation anzusehen war, auf bedeutende Vortheile rechnen; auch für die Söldner, welche sich von ihnen anwerben ließen, hatte das Kriegshandwerk Reize genug; außer dem guten Handgelde, welches die sie miethende Kron bezahlte, und dem verhältnißmäßig bessern Solde, den

sie bezogen, hatten sie noch die Aussicht, im Kriege ansehnliche Beute zu machen, und am Ende desjenigen Feldzugs, für den sie gemiethet worden waren, nach ihrem Stande bereichert nach Hause zurückzukehren, mit dem Gedanken, daß sie während derselben Zeit in ihrem Vaterlande gewiß bey weitem nicht so viel hätten erwerben können. Auch nach der Rückkehr in die Heimat erhielt sich dann, zwar nicht immer, weil die leichtsinnigen Menschen manchmal in Einem und demselben Jahre von einer Fahne zur andern überliefen, aber doch gewöhnlich bey den in ausländischem Dienste sich versucht habenden Kriegern der Geist der Partey, für die sie gefochten hatten. Soldaten, die sich rühmen konnten, unter den Fahnen der Päpste, Julius II. oder Leo X., dem heiligen Vater und der allgemeinen Kirche zu Hülfe gezogen zu seyn, oder die sich unter das Heer der Kaiser, Maximilian I. oder Carl V., hatten anwerben lassen, um die französische Macht aus einem Theile von Ober-Italien, der ein Reichslehn war, zu verdrängen, blieben, auch wann sie wieder zu Hause waren, leicht geschworne Feinde der französischen Partey; umgekehrt wer in dem Solde der französischen Könige, Ludwig XII. oder Franz I., für die Sache ihrer Krone in den Krieg gezogen war, blieb auch nachher leicht ein erklärter und hitziger Widersacher aller Franzosenfeinde. Waren außerdem noch während der Feldzüge, die jede Partey mitgemacht hatte, persönliche Beschimpfungen und Gewaltthatigkeiten von Schweizern in päpstlichem oder kaiserlichem Solde gegen Schweizer in französischem Kriegsdienste, und umgekehrt, vorgefallen: so brachten die Verhöhnerten und Beschädigten den beynah unauflöschlichen Funken des Grolls und der Rachsucht wider ihre Gegenpartey in ihr Vaterland zurück; mit Leichtigkeit konnten dann oft die Anführer, wenn sie ihren Gegnern übermüthig trozen, und sie geflissentlich reizen wollten, um nur einen guten Vorwand zu bekommen, mit ihnen böse Händel anzufangen, dieselben Leute, die früher von ihnen in das Ausland geführt worden waren, in dem Vaterlande selbst, um irgend einen Streich auszuführen, unter ihrer Fahne vereinigen, und, durch sie verstärkt, als Parteyhäupter sich geltend machen.

Die besondern Umstände des Vorfalles, an den dieß Neujahrsblatt erinnern will, sind folgende: Hanns Volsinger von Menzingen, Cantons Zug, war im Jahr fünfzehnhundert ein und zwanzig Hauptmann Schweizerischer Soldner bey den päpstlichen Hülfsstruppen gewesen, welche in kaiserlichem Solde, vereint mit Spanischen Kriegern, nach Ober-Italien zogen, um die Franzosen aus dem Besitze des eroberten Herzogthums Mailand wieder

zu verdrängen *). Heinrich Schönbrunner **) und Jakob Stocker ***) hingegen, beyde Bürger von Zug, der letztere von Adel, hatten zu derselben Zeit, jener als Hauptmann, dieser als Fähndrich, mit andern Schweizern in französischem Garnisonsdienste zu Mayland gestanden. Auf beyden Seiten waren also Schweizer, die um den Sold einander feindselig behandelten! Die Vertreibung der Schweizer in französischem Solde bey der Eroberung von Mayland durch die Spanier, in deren Heere auch Schweizer dienten, erbitterte die zum Abzuge Genöthigten gegen ihre Landsleute von der andern Partey, und da so wohl Volsinger als Schönbrunner und Stocker nach entschiedener Sache mit ihren Leuten in das Vaterland zurückkehrten, so kamen die feindseligen Elemente leicht in allzunaher Berührung, und ehe man es sich versah, konnte es zu einem blutigen Ausbruche der Leidenschaften kommen. Im Anfange des folgenden f) Jahres suchte Frankreich von neuem Soldner bey den Schweizern nach, und der Rath von Zug erwählte zu Hauptleuten der Krieger, die dieser Canton stellte, Schönbrunnern und Stockern. Diese hielten nun mit ihren Leuten, nach Landesitte, einen Trunk und zogen bey dieser Gelegenheit mit Trommeln und Pfeifen um. Kaum aber hatten sie sich wieder in die Schenke zurückgezogen, als dasjenige sich zutrug, was der Kupferstich darstellt. Hanns Volsinger, der Menzinger, der sich zurückgesetzt glaubte, konnte den gleichsam triumphirenden Umzug der beyden Herren von Zug nicht ertragen; auch er glaubte mit seinen Waffenbrüdern, die sich für ihren Hauptmann auf Blut und Tod zu schlagen bereitwillig waren, sich öffentlich zeigen zu müssen. Unter dem Schalle von Trommeln und Pfeifen zog er, eben so wie Schönbrunner und Stocker, mit seinen Bewaffneten durch die Straßen von Zug, und bot so auf die stärkste Weise den Schönbrunnern und Stockern Trost, denen er, wie er wohl wußte, ein Dorn in den Augen war, forderte sie gleichsam heraus, um ihnen zu zeigen, daß er sich nicht scheue, sich mit

*) Veu sagt in seinem Lexikon, Volsinger habe sich, nach seiner Obrigkeit Befehl, nicht wider Frankreich gebrauchen lassen wollen. Wenn sich dieß so verhält, so muß er sich doch bald darauf eines andern besonnen haben; denn er zog bestimmt mit.

**) Kurz vorher war Schönbrunner ebenfalls in päpstlichen Kriegsdiensten gewesen, und hatte so eben diesen Dienst mit dem französischen verwechselt, vermuthlich wegen bessern Soldes. So leicht vertauschte man bey dem Reiselaufen seine Uniform.

***) Die Stocker zu Zug waren ein adeliges Geschlecht, das sich von Hirzfelden schrieb.

f) Im J. 1525. machte Schönbrunner als französischer Major den Feldzug mit, war also nicht zu Zug. Darum ist es wahrscheinlicher, daß sich dieß im J. 1522. ereignete.

ihnen zu messen. Konnten sie die? gelassen ansehen? Bey diesem übermüthigen Troze unthätig bleiben? Alles Stocker, und Schönbrunner Blut gerieth in Wallung. Dieß sollten sie sich von dem Menzinger, Volsinger, und von seinen Leuten, größtentheils Außer, Aemtlern *) bieten lassen und sich nicht rühren? Unmöglich! Vom Trunke standen sie und die Ihrigen wieder auf, traten, von einer andern Seite her entgegenziehend, in der auf dem Kupferstiche vorgestellten Gegend der Stadt, Volsingern und seinem Gefolge entschlossen in den Weg und wollten sie nicht weiter ziehen lassen. Darüber entstand mitten in der Stadt, wo, des Wochenmarktes wegen, gerade viel Volks vom Lande her anwesend war, ein furchtbares Getümmel und offener Aufruhr. Volsinger wollte vorrücken; Schönbrunner und Stocker wollten es nicht zugeben; zwischen drey bis vierhundert versuchte Krieger, denen es auf beyden Seiten Ehrensache war, nicht nachzugeben, standen drohend und rachelustig einander gegenüber. Vergebens ward an den geschwornen Bürger-Eid erinnert, vergebens Friede geboten, vergebens drey ganze Stunden lang von Ammann und Räten, von Geistlichen, von geachteten Bürgern jede Beredungskraft aufgeboten, um die erhitzten Parteyen aus einander zu bringen; denn jede glaubte, wenn sie der andern, wäre es auch nur auf freundliches Zureden, wiche, sich unwiederbringlich beschimpft, an ihrer Soldaten-Ehre unheilbar geschändet. Sie mußten sich — so kam es beyden Theilen vor — da es einmal so weit gekommen war, eher einander sämmtlich umbringen, als sich zurückziehen und die Waffen niederlegen.

Iht trat zwischen die Ergrimmten ein Priester, in der Hand das Heiligste, das seine Religion den äußern Sinnen vorzeigen konnte, die Monstranz mit der geweihten Hostie, und beschwor sie bey dem Blute des gekreuzigten Weltheilandes, ihre Schwerdter in die Scheide zu stecken und im Frieden aus einander zu gehen. Und siehe! Diese racheschnaubenden, blutdürstenden Menschen alle, von deren Gemüthe jede Bitte und Ermahnung, jede besänftigende Rede, ja selbst die Macht der Thränen und einer mehr als Worte beredten Geberdensprache als von einem ehernen Schilde kraftlos abgeglitten war, huldigten, selbst im heftigsten Sturm der Leidenschaft, auf der Stelle dem Heiligen, der nach ihrem Glauben gegenwärtigen Gottheit, vor der alle

*) Zwischen der Stadt Zug und dem sogenannten Außer n Amte fielen sehr oft Streitigkeiten vor, und ein angesehenener Zuger war in seinen eignen Augen um einen guten Theil besser, als ein bloßer Außer-Aemtlar.

Welt verstümmen und die Kniee beugen, und gegen die sich keiner vermessn soll, sein Recht und des andern Unrecht mit Trog behaupten zu wollen. Gleichsam unwillkürlich fielen sie alle, von beyden Seiten alle, auf die Kniee, falteten die Hände, verrichteten die in ihrer Kirche in der Nähe des Hochwürdigen Gutes üblichen Gebete, und der größere Theil begleitete hernach den Priester in die Capelle, aus welcher das Heilige Sacrament geholt worden war *).

Diese Geschichte ist allerdings nicht die einzige in ihrer Art. In derselben Stadt Zug entstand im Jahr sechszeinhundert und fünfzig während der jährlichen Landsgemeinde wegen der Ammanns Stelle ein weit aussehender Aufruhr. Die Parteyen griffen zu Scheitern und Stuhlbeinen, und schlugen so stark darein, daß es ohne Todschlag nicht würde abgegangen seyn, wenn nicht der damalige Stadtpfarrer, Defan Oswald Schön, unterstützt von der übrigen Geistlichkeit, dazwischen getreten wäre und mit dem Hochwürdigen Sacramente beyden Theilen Frieden geboten hätte, der auch von beyden angenommen und gehalten wurde. Die Geschichte sagt, daß an dem nächstfolgenden Tage die Sache auf dem Rathhause gütlich verglichen worden sey und der Ammann Beat zur Lauben um des Friedens willen dem Seckelmeister Jörg Sidler die Ammannschaft überlassen habe. Auch in andern Gegenden und in frühern so wohl als in spätern Zeiten ward dieß Mittel, aller Wahrscheinlichkeit nach, mehr als Einmal mit Erfolg angewandt, wenn es darauf ankam, den aufgeregten Sturm

*) Die handschriftliche Zugerchronik des Land Schreibers Kolin (Cholinus) von Zug und ein Auszug aus Henrici Schönbrunner, Tugiensis, Capitanei (desselben, dessen hier gedacht wird) auch handschriftlicher *vita et militare diarium* ab A. 1500. ad 1537, sind die Quellen dieses Aufsages. Beyde Quellen mußten zugleich benutzt werden; denn aus keiner einzelnen bekömmt man eine vollständige Vorstellung von dieser Begebenheit; jede hingegen wird durch die andre erläutert und ergänzt. Von der Zugerchronik sind dem Vf. zwey verschiedene Abschriften zu Gesichte gekommen, die hier und da im Styl und in Neben Umständen von einander abweichen, im Wesentlichen aber ganz mit einander übereinstimmen; nur hat die eine den wichtigen Umstand, den die andre nicht hat: daß die beyden Parteyen drey Stunden lang einander gegenüber gestanden hätten. Noch sehe hier die Notiz, daß Schönbrunner bey seiner Zurückkunft aus Italien sich sehr eifrig gegen den neuen Glauben erzeigte, und in dem ersten Cappelser Kriege diente. Er starb im J. 1537, 54. Jahre alt. Bollsinger war ebenfalls sehr thätig gegen die neue Lehre, und hatte großen Antheil an dem Angriffe der katholischen Cantone gegen die von Zürich im J. 1531. in der Nähe von Cappel, wo Zwingli umkam, dessen Amtsantritt als Leutpriester bey dem großen Münster zu Zürich wir, so Gott will, an dem nächsten Neujahrstage, als an dem Tage der dritten Säcularfeyer der Reformation in der Schweiz, dankbar feyern werden.

einer alles zu zerstören drohenden Leidenschaft zu beschwören, und man braucht dabey nicht anzunehmen, daß ein Geistlicher dießfalls dem andern nur nachgeahmt und gleichsam auf gut Glück, weil er es auch schon gehört oder in einer alten Handschrift gelesen habe, dieses Mittel sey einmal oder einige Male mit Erfolg versucht worden, den Versuch wiederholt habe. Denn der Gedanke liegt einem katholischen Geistlichen, der unter einem Volke lebt, dessen Glaube an das Heilige in dieser Kirche noch nicht erschüttert worden ist, so nahe, daß man denken möchte, etwas Aehnliches habe sich schon oft zutragen müssen.

Und verlore denn, wenn man dieß wirklich anzunehmen hätte, die Geschichte etwas von ihrem Werthe? Keineswegs. Ferne sey es von uns, die wir alles von einem höhern Standpuncte aus und mit philosophischem Blicke zu betrachten gewohnt sind, hier nur von Aberglauben zu sprechen, darum weil wir uns freylich nicht getrauen würden zu behaupten, daß jenem Niederfallen vor der geweihten Hostie ein helleres Erkenntniß von dem Heiligen zum Grunde gelegen habe; denn ob auch bey diesen vermuthlich rohern und durch das unstete Soldatenleben vielleicht, zum Theil wenigstens, nur noch mehr in die Noheit hineingekommenen Menschen daran nicht zu denken seyn möge, so bleibt es doch immer wahr: Von Seite desjenigen, was ihnen Religion war, ließ sich ihnen noch beykommen, während ihnen von keiner andern Seite mehr beyzukommen war. Entschieden ward freylich dadurch noch nichts über den Gegenstand des Streits; es sollte aber auch nichts dadurch entschieden werden. Durch Vorhaltung eines Gegenstandes, der nach ihrer aller Glauben unbedingt heilig war, sollte für Einmal nur der Aufruhr in ihrem Gemüthe niedergeschlagen, das wilde Feuer ihrer Leidenschaft gedämpft, ihr innerer Mensch zur Besinnung gebracht und eben dadurch der Vernunft der Weg bereitet werden. Dem durch die Religion vorerst in die rechte Verfassung gesetzten Gemüthe läßt sich dann leicht die Wahrheit, auf die es jedesmal ankömmt, in ihrem eigenthümlichen Lichte zeigen, das Unrecht, in welchem es seyn mag, darthun, die Pflicht eindrücken, durch deren Verkennung es die Gerechtigkeit oder die Billigkeit gegen andre verletzte. Nur wird die religiöse Stimmung nicht etwas flüchtig Vorübergehendes seyn dürfen, wenn dieser Zweck erreicht werden soll, und in dieser Hinsicht ist es freylich nicht tröstlich, wenn uns Schönbrunner in seinem Tagebuche selbst erzählt, daß seine und Stockers Leute gegen Abend in die Häuser der Anhänger Volsingers gezogen seyen und von ihnen alles zerschlagen worden sey, was sie vorgefunden hätten. Allein hieraus

geht nur hervor, daß die Religiosität dieser Menschen nicht durch gründlichen Unterricht geläutert und in der Tiefe ihres Gemüthes gegründet war; man hatte sie wol gelehrt in der geweihten Hostie den gegenwärtigen Gott anbeten; aber in ihrer Seele war übrigens das Licht eines den Menschen sittlich bildenden Religionsbegriffes noch nicht angezündet worden; unsre Neujahrsgegeschichte lehrt also freylich in diesem Theile derselben, wie wichtig es sey, daß, indem man die Menschen zur Religiosität erzieht, zugleich ihre sittliche Natur, als die Grundlage aller wahren Religiosität, mit Sorgfalt gebildet werde. Auf der andern Seite wolle aber auch der Leser erwägen, wie sehr es Noth thut, daß die Ehrfurcht für das Heilige selbst, die fromme Scheu vor dem Heiligen, die in großen Versuchungen des Lebens oft so unendlich viel vermag, und das durch irgend eine übermächtige Leidenschaft aufgeregte Gemüthe auf dem Wege, der zum Verderben abführt, oft plötzlich und mit Allgewalt aufgehalten und umgewendet hat, in uns und in andern mit Ernst und Eifer gepflegt werde. Man kann freylich ohne Bedenken zugeben, daß unsre religiösen Vorstellungen, nach dem Grade der Geistesbildung, auf welchem wir stehen, verschieden seyn, auch sich mit unsern Fortschritten an Einsicht und Kenntniß verändern können; allein auf jeder Stufe der Geistesbildung, die wir ersteigen mögen, muß es immer für uns ein Heiliges geben, das wir anbeten. Ein Mensch, dem gar nichts mehr ein Heiliges, ein Unantastbares wäre, hätte sich selbst alles sittlichen Werthes beraubt, hätte sich leer von allem gemacht, wodurch er andern Achtung für sich einflößen könnte. Laßt uns bey eigner Ausbildung unsers Geistes und bey Fortbildung des Geistes andrer stets auf unsrer Hut seyn, daß der Sinn für das Heilige, der durch nichts Anderes ersetzt werden kann und dessen angebliche Surrogate alle kläglich sind, durch unsre intellectuellen Fortschritte und durch unser Weiterbringen andrer in mancherley Kenntnissen auf keinerley Weise gefährdet werde. Was wir etwa an besserer Einsicht gewonnen zu haben glauben, ist doch noch nicht das rechte Wissen, das weise macht, und von jeher bey allen wahrhaft Weisen gefunden ward, wenn in dem innersten Grund des Gemüthes der Sinn für das Heilige sich immer mehr verliert. Kinder am Verstande wollen wir zwar gewiß nicht bleiben, und in der Kindheit des Verstandes wollen wir, die wir nicht Bekenner eines Systemes sind, dessen Grundsatz ist, das Volk in immerwährender Unmündigkeit des Geistes zu erhalten, die andern nicht lassen, die von uns in der Erkenntniß weiter gebracht werden können und sollen. Nur werde nicht auf Unkosten des Sinns für das Heilige immer nur einseitig und ausschließlich der Verstand angebaut; denn dieß wäre nicht einmal verständig, weil der Mensch in demselben Verhältnisse an Humanität abnehmen, hingegen an Brutalität zunehmen wird, in welchem es für ihn nichts Heiliges mehr giebt. Dieser Uebergang der Gedanken, dieser Schluß des Neujahrblattes mag vielleicht einige, als sehr unerwartet, überraschen; es ist aber wahrlich damit sehr ernstlich gemeint.





Nachtrag

zum

Neujahrstück der Zürcherischen Stadtbibliothek

1818.

Der Gegenstand des Neujahrsgeschenkens, welches die Stadtbibliothek 1818. herausgab, und die mannigfaltigen Bemerkungen, welche die vielfach geübte Feder des gelehrten Verfassers mit demselben verbindet, reissen den Leser beynahe unwillkürlich noch zu weitern Betrachtungen hin. Die vorgeschriebenen Schranken unserer Neujahrstücke, und die Form derselben, welche weniger eine kritische Prüfung der erzählten Begebenheiten zu vertragen scheint, als aber irgend eine moralische Seite derselben zum Behuf einer besondern Belehrung heraushebt, gestatteten diese weitere Ausführung nicht; allein der dießmalige Gegenstand und die daraus hervorgehenden Belehrungen sind so wichtig, daß es sich der Mühe zu lohnen, ja beynahe Pflicht zu seyn scheint, einige in dem Neujahrstücke zwar kräftig und wahr, aber nur kurz hingeworfene Winke noch weiter auszuführen.

Scenen, wie die hier herausgehobene, können gleichgültig im Dunkel der alten Chroniken ruhen. Dem nachdenkenden Geschichtsforscher, welcher sie dort im Zusammenhang mit den übrigen Begebenheiten aufspürt, gewähren sie gleichsam die Vervollständigung des Gemähltes jeder einzelnen Periode; aber wenn sie herausgehoben, einzeln dem Publikum zur Schau gestellt, und wirklich zur Belehrung des aufwachsenden Geschlechtes benutzt werden, so darf man hierbey nichts übersehen. Wenn die Geschichte eine Lehrerin der Menschheit bleiben soll, so muß jede belehrende Seite einer solchen Begebenheit ins Licht gesetzt, das Abschreckende abschreckend, das Belehrende belehrend, und beydes so vollständig und richtig wie möglich, von seiner, den Geist und das Herz der Jugend zur Wahrheit lenkenden Seite dargestellt werden, damit der Jüngling sich zeitlich gewöhne, jede für sein Leben und sein Zeitalter passende Belehrung aus dem Studium der Geschichte zu schöpfen.

Gleich beym Anfange macht uns das Neujahrsgeſchenk aufmerksam, daß mitten im Frieden in einem kleinen Schweizerischen Cantone die flatternden Fahnen fremder feindlich gegeneinander gestimmter Herrscher entweder vermuthen lassen, daß das unglückliche Land ein Tummelplatz ausländischer Kriege geworden sey, oder daß seine Bürger über ihrer blinden Hingebung an ein fremdes Interesse ihr Vaterland und ihre Bürgerpflicht gänzlich vergessen.

Wirklich ist dieß schon eine erste höchst belehrende Seite der auf dem Kupferstiche dargestellten bedenklichen Scene eines rohen, verwilderten Zeitalters. Die den ersten Eidsgenossen unbekannt gewesene Sitte des Reislaufens oder die Verkäuflichkeit je an denjenigen Ansländer, der arbeitsſcheue, geld- und bente- begierige Schweizer anwerben und auf irgend einen Kampfplatz hinführen wollte, war seit den Burgundischen Kriegen ein eingewurzelttes Erbübel geworden; diese Werbungen waren nicht etwa, wie heut zu Tage, durch Verträge der Cantons-Obrikeiten mit ausländischen Mächten weniger schädlich gemacht und bestimmten Regeln unterworfen, sondern sie waren habſüchtige Privatunternehmungen. Umsonst hatten es oft die gesammten Eidsgenossen oder einzelne Stände versucht, das regellose Reislaufen zu verbiethen oder zu beschränken. Immer sah man nach wenigen Wochen ausländische Gesandten oder untergeordnete Agenten ihre Nachwerbungen wieder erneuern, einheimische Partheyführer, welche die unbefochenerere öffentliche Meinung höhnnend mit den Rahmen der Kronenfresser und andern ähnlichen Benen-

nungen belegte, trostete den Verbothen der Regierungen. Oeffentlich weheten als Vereinigungspunkt ihrer Werbungen die Fahnen der Mächte, denen sie huldigten, und ihre Trommeln ertönten neben den Sätzen der Regierungen, welche vor Kurzem noch fruchtlos ihre Verbothe ausgesprochen hatten. Während daß z. B. in Zürich der päpstliche Abgeordnete öffentlich um große Summen den Ablass aller Sünden verkaufte, warb man auf andern Plätzen durch das nämliche Geld Krieger für den obersten geistlichen Hirten, der, wie das Neujahrsgehenk uns lehrt, in seinen Fahnen die Schlüssel des Himmels führte. Diese ungeredelten Schaaren durchzogen plündernd die benachbarten Länder, schwuren das eine Jahr zu dieser, das folgende zu einer andern Fahne, je nachdem eine fremde Macht sie besser bezahlte, um entweder am Ende gegen einander selbst feindlich aufzutreten, oder unter der Entschuldigung, daß Schweizer nicht gegen Schweizer fechten können, ihrer gegebenen Zusage untreu zu werden.

Einen andern Stoff zu ernsten Betrachtungen giebt uns die innere Lage der Cantone selbst. Was damals in Zug geschah, ist das Bild dessen, was sich während eines langen Zeitraumes, mehr oder weniger in allen Gegenden der Schweiz zugetragen hatte, durch dieses Reisläufen, durch die Pensionen oder Dienstgelder, welche die meisten Volksvorsteher und zwar in ebendenselben Cantone, die einen von dieser, die andern von jener fremden Macht erhielten und erbulkten, durch die Faktionen und Partheyungen, welche dadurch entstanden, war jeder Canton in seinen innern Grundfesten erschüttert. Die Regierungen und ihre einzelnen Glieder waren ihres Beispieles und ihrer Entzweyungen wegen ohne Kraft und Einfluß, Ungehorsam und öftere Unruhen die Folge davon. Wir sehen, daß auch bey diesem stürmischen Auftritte zu Zug die Regierung ohne Einfluß oder vielmehr selbst in die sich beherrschenden Faktionen zerfallen war.

Es ist demnach der Fall einer erfreulichen Vergleichung, daß diese Art von Ungebundenheit und innerer Zerrüttung aufgehört hat; daß der auswärtige Kriegsdienst heut zu Tage der Staatsgewalt und Oberaufsicht untergeordnet ist, und daß in keinem Schweizerischen Freystaate die Magistratspersonen als bekannte Niethlinge auswärtiger Mächte in jedem Rathssaale und in jeder Volksversammlung einander entgegenstehen; die Zürcherische Jugend darf man bey dieser Gelegenheit mit froher und dankbarer Erinnerung an Zwingli und seiner Mitarbeiter große und mannigfaltige Verdienste darauf aufmerksam machen, daß dieser große Lehrer und seine

Gehülfen in jener denkwürdigen Epoche schon seit mehreren Jahren die vor ihnen umsonst von den bessern Männern der Nation versuchte Abhülfe dieser Uebel gefunden hatten, daß Zwingli zuerst in Zürich dem unseligen Keislaufen und dem Pensionen-Nehmen ein Ende gemacht hat, und daß, nachdem einmal hier diesem Unwesen gesteuert worden war, eine wohlthätige Nachahmung dieser kraftvollen Maßregeln sich mehr oder weniger über alle andern Cantone verbreitete, daß keiner derselben in seinen Polizeyordnungen ganz zurückbleiben konnte, und daß alle Cantons-Regierungen an den, was Zürich und seine nächsten Nachfolger in dieser Rücksicht thaten, ein Urbild und einen festen Rückhalt gegen ihre ungebundenen, mehr dem Auslande als dem Vaterlande ergebenden Cantonsgenossen fanden. Auch hieraus ergiebt sich ein Beweis, wie sehr die segensreichen Folgen der Reformation nicht bloß in kirchlicher, sondern auch in politischer und moralischer Hinsicht, sich nicht nur über die Bekenner der neuen Lehre verbreiteten, sondern auch auf diejenigen des alten Bekenntnisses durch die allgemeine Belehrung und den aufgeregten Betreifer hinüber giengen. Immer war Milderung der Sitten die Begleiterin erhöhter, reinerer und innerer, von bloßen sinnlichen Eindrücken freyer, religiöser Einsicht.

Das Neujahrs-geschenk sagt uns, den rohen sich gegenseitig bedrohenden Kriegern sey nur noch von der Seite beyzukommen gewesen, wodurch sie von dem augenblicklichen Blutvergießen abgehalten wurden; aber eben so richtig macht es uns gleich hernach darauf aufmerksam, daß die Religiosität nicht in der Tiefe ihres Gemüthes gegründet war, denn es erzählt uns selbst, daß am nämlichen Abende noch, die Stockersche und Schönbrunnnersche Parthey die Häuser ihrer Gegner bestürmte, und alles in denselben zerschlug. Es setzt sehr wahr hinzu, daß dieß nicht tröstlich sey. Es ergiebt sich also auch hieraus die Nothwendigkeit einer innern reinen, auf richtige Erkenntniß der Gottheit und ihrer Führungen, der Bestimmung des Menschen und seiner Pflichten sich gründenden Religiosität.

Doch gerade an allem diesem gebrach es den zwar kräftigen aber leidenschaftlichen Menschen jenes Zeitalters. Die Religion bestand in sinnlichen Handlungen. Der geistliche Stand war beynähe noch tiefer gesunken, als derjenige der Layen. Ausbildung der Sittlichkeit und des Pflichtgefühles waren unbekannte Dinge, Geld und Genuß das Ziel jedes Bestrebens, und der dem Gelde immer offene Ablass eine Anlockung zu immer steigender Verwilderung.

Allerdings muß es für jeden Menschen ein Heiliges geben; aber es ist höchst wichtig, daß dieses Heilige deutlich bestimmt sey, daß es nicht in bloß sinnlichen Gegenständen bestehe, und auf dunkeln Gefühlen beruhe. Auch der rohe Römische Pöbel wurde durch Extispicien, Prodigien u. s. f. für den Augenblick erschreckt, aber nicht gebessert. Die Israeliten verehrten in den Perioden ihrer Entartung die Bundeslade mehr als Jehova, und eben deswegen giengen sie so leicht und oft zum Dienste fremder Götter über. Nichts beweist mehr daß jene Partheyen, welche auf dem Markte zu Zug einander gegenüber standen, nur durch einen augenblicklichen sinnlichen Eindruck betäubt und ohne innere Belehrung waren, als daß man sich schon an eben demselben Abende wieder den größten Ausschweifungen überließ.

Nicht umsonst sagt uns das Neujahrsgeschenk (S. 8.): „Wir seyen nicht Bekenner eines Systems, dessen Zweck es ist, das Volk in immerwährender Unmündigkeit des Geistes zu erhalten, u. s. f.“ und wir können hinzusetzen, daß glücklicher Weise heut zu Tage kein Staat und kein christliches Bekenntniß ist, in welchem sich nicht zahlreiche Freunde der Wahrheit befänden, auf die diese schöne Erinnerung bezogen werden kann; aber weil es ebenso nicht weniger zahlreiche Anhänger anderer Systeme giebt, welche nur zugerne Geistes-Religion gegen Sinnen-Glauben, innere Erhebung und Beredlung mit äußern Glaubenswerken vertauschen, groben Misicismus oder das Reich dunkler Gefühle wieder herbeyführen und zum Theil vielleicht die Menschen durch Orakel regieren möchten, so müssen wir gegen alles unbestimmte und bloß äußerliche in Sachen der Religiosität sehr auf der Huth seyn. Wichtig ist daher, wie das Neujahrsgeschenk ebenfalls hinzusetzt, die Ausbildung der sittlichen Natur. Unser Heiliges schwebt uns nicht in einen düstern Schleyer verhüllt, sondern im leuchtenden Glanze der Wahrheit vor Augen. Es ist reine Erkenntniß der Gottheit, Beschränkung unserer Erhebung auf diese allein, innere Versittlichung und Ausbildung unsers Pflichtgefühles gegen Andere; und zu diesem religiös und sittlich Heiligen kommt bey demjenigen, der ein Vaterland kennt, noch die reine Liebe desselben, eine Tugend, welche die bessern Genossen jedes eines glücklichen Schicksals würdigen Staates immer zum Großen und Guten begeisterte.

Wir lernen aus dieser Begebenheit, wie reichhaltig die Geschichte unsers Vaterlandes an Belehrungen ist, und wie sehr sich ihr Studium belohnt. Gerade die

Verloren, in denen die Leidenschaften der Menschen am meisten gährten, sind es, welche derjenigen Nachwelt, die nicht will, daß die Unfälle der Väter sich in ihr wieder erneuern, den meisten Stoff zum Unterrichte gewähren. Wenn wir die Frömmigkeit unserer Väter verehren, so sey es die reine Frömmigkeit, die auch den innern Menschen verbessert und erhebt. Wenn wir ihren Muth verehren, so sey es vornehmlich nur da, wo sie für Freyheit und Vaterland fochten und sanken; denn wollen wir dieß unbedingt gegen alle ihre kriegerischen Thaten thun, ohne prüfend und streng die nachahmenswürdige Kraftäußerung, und die Unheil bringende Verwilderung zu unterscheiden, so müßten wir auch unbedingt die Thaten solcher Völker loben, die uns kaum jemand als Vorbilder aufstellen würde. Sollen wir endlich ihre Größe bewundern, so finden wir diese nur in ihrer Vereinigung. Nur in dieser waren Griechen, Römer, Schweizer, Niederländer u. a. groß; sobald aber das Bild des Vaterlandes aus den entflammten Gemüthern der Partheyen verschwand, so war es auch ihre innere Größe, und mit dieser zugleich die Achtung der übrigen Welt.

